schwarzen Ecke auf, steckte eine Specklampe an, machte Feuer und kochte, was wir nur haben wollten. Es waren große dunkle, von Fett und Ruß schwarz glänzende Räume, die ich bezogen hatte. Einem Reisenden, der vom Tiefland herkam — es braucht nicht gleich die Küste und Europa sein — würden sie vielleicht ein gelindes Grausen eingejagt haben, mir, der ich aus dem Inneren kam, war darin so wundersam wohlig zumute wie lange nicht mehr. Dazu goß es draußen alle Augenblicke in Strömen vom Himmel; denn die Monsunzeit hatte jetzt eingesetzt.

Im Tschuwo-er Schloß residierten nur zwei Lama. Sie waren äußerst zurückhaltend, aber natürlich nicht mehr feindlich. Wir tauschten Khádar und kleine Gaben aus.

Die Chinesen hatten einen Reiter mit einem Schwert und einer Lanze als Gendarmen und Aufpasser in den Ort gelegt. Seine Schußwaffen bewahrte ihm sein Vorgesetzter, der Oberst in Ta tsien lu, auf. Auch die Schußwaffen der kleinen Garnison Gantse blieben in Ta tsien lu in Verwahrung, da sie dort „sicherer" waren als auf den Außenposten.

Nachdem wir am 16. April eine Wegstunde hinter Tschuwo noch einmal den Fluß in einer Furt durchritten hatten, saß der Sekretär des Lu ho tenn kwan, des Mandarins Wu tschin hsü von Tschanggu, am Wege und wartete auf mich. Er war auf die Meldung des Gantse-Leutnants abgesandt worden. Er kam in Begleitung von vier, mit ausrangierten deutschen Magazingewehren bewaffneten Kavalleristen und einer ganzen Schar tibetischer Reiter und überreichte mir eine überaus höflich abgefaßte Einladung nach dem Ya men in Tschanggu. Mit mir zusammen waren zwei chinesische Soldaten von Gantse und sechs tibetische Reiter gekommen. Durch die neue Verstärkung bekam mein Geleite einen geradezu pompösen Anstrich. Alle Soldaten waren gut beritten. Sie trugen saubere, nirgends zerschlissene Jacken in roter und blauer Farbe. Der Sekretär hatte ganz „à la Tibetan" ein großes silbernes Gehänge wie ein Bandelier um die Schulter geschlungen, an dem er seinen Leibgott und Schutzengel herumtrug. Die eingeborenen Reiter, teils Da tschü-Täler, teils Verbannte aus dem Tschantui-Tale, mit ihren dicken Frisuren, dem wulstigen Vollkopfzopf, der einige Male um den Kopf geschlungen (Tafel XLI) und an der linken Seite durch einen Elfenbeinring festgehalten wurde, mit ihrem überreichen Leopardenbesatz an Sätteln und Röcken boten ein herzerfrischendes Bild. Ich in meinem abgeschabten Pelz mit meiner zusammengeschrumpften Herde von kläglichen Rosinanten kam mir daneben nicht einmal mehr wie ein Strauchritter, sondern nur noch wie ein Vagabund und Bettler vor.

Das Da tschü-Tal — ich hörte auch den Namen Tschuwo tschü — zieht in Südostrichtung und immer kerzengerade aus, immer dem Streichen der auch hier wiederum steil, ja meist vertikal aneinandergepreßten Sandsteinplatten folgend. Die alte Straße mit ihren vielen, vielen Löchern und Steintrümmern hält sich auch weiterhin auf der rechten Talseite. Schnurgeradeaus wie der Tallauf eilt sie auf ihr Ziel zu. Nur der trübe Fluß windet sich zwischen den um 1000 m über das Tal aufsteigenden Gipfeln hin und her, bald an der linken, bald an der rechten Talseite Anstoß nehmend, bald hier, bald dort ergrimmt aufbrausend; einmal eingeklemmt zwischen Schuttkegeln und Trümmern, die ihm von den Seitenbächen in den Weg geworfen werden, dann verengt durch vorspringende Felsterrassen aus harten Gesteinsplatten, ist er auf